GENDER OPEN REPOSITORIUM

Außenseiterinnen : bürgerlich, jüdisch, intellektuell — links

Embacher, Helga

1991

https://doi.org/10.25595/941

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Embacher, Helga: *Außenseiterinnen : bürgerlich, jüdisch, intellektuell — links*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 2 (1991) Nr: 2, 57-76. DOI: https://doi.org/10.25595/941.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.1991.2.2.57

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Außenseiterinnen: bürgerlich, jüdisch, intellektuell — links

Helga Embacher

> Und wieviele gut versorgte und wohlsituierte Frauen der Mittelklasse sind mit 50 oder 60 ja wirklich schon alt und leben traurig und verbittert oder brav resigniert vor sich hin? – An diejenigen Frauen, die nach einem anderen Leben suchen, möchte ich mich hier vor allem wenden.
> (Marie Langer, Jüdin, Emigrantin)

In einer kürzlich erschienenen zweibändigen Publikation über die Emigration österreichischer Wissenschaftler sprach Friedrich Stadler von der „Vertreibung der Vernunft" aus Österreich. Dabei wurde auch deutlich, daß es sich nicht nur um die „männliche" Vernunft handelte, sondern auch viele Wissenschaftler*innen* und Künstler*innen* aus Österreich fliehen mußten.[1] Zu ihnen zählten Schriftstellerinnen wie Lilly Körber, Gina Kaus, Franzi Ascher, Elisabeth Freundlich oder Veza Canetti[2]; die Schauspielerin und Begründerin des Theaters „Courage", Stella Kadmon, die Kunsthistorikerin Hilde Zaloscer und die bekannte Fotografin Trude Fleischmann. Auch Ärztinnen und Psychoanalytikerinnen waren unter den Emigrantinnen. Zu nennen wären Charlotte Bühler, Helene Deutsch, Elsa Pappenheim, Marie Langer, Edith Kestenberg, Jolanda Jacobi, Margareth Mahler. Die Soziologinnen Marie Jahoda[3] und Gertrude Wagner konnten Österreich noch rechtzeitig verlassen, während ihre Kollegin Käthe Leichter – bekannt durch ihre Studien über die Heimarbeiter und Hausgehilfinnen – im Konzentrationslager umkam. Während sich Studentinnen allmählich immer mehr den sogenannten weiblichen Studienrichtungen, wie Sprachen oder Literatur, zuwandten, wählten die ersten Studentinnen häufiger auch als „männlich" angesehene Studienrichtun-

1 Friedrich Stadler Hg., Vertriebene Vernunft, 2 Bde., Wien 1989/90, insbes. der Beitrag von Edith Prost, Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen.

2 Veza Canetti, Die gelbe Straße, München 1990. 1934 heiratete sie Elias Canetti, zwei Jahre vorher publizierte sie ihre erste Erzählung. Ihr wichtigstes Publikationsorgan war die „Arbeiterzeitung", wo sie unter einem Pseudonym publizierte, da auch diese Zeitung in den 30er Jahren bereits die jüdische Herkunft ihrer Autor/inn/en verbergen wollte.

3 Marie Jahoda wurde durch die gemeinsam mit Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel verfaßte Studie über die „Arbeitslosen von Marienthal", die 1933 publiziert wurde, bekannt.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

gen wie Natur- und Rechtswissenschaften.[4] Unter den Emigrantinnen befanden sich daher auch Biochemikerinnen, Mathematikerinnen und Physikerinnen. Lise Meitner, die bekannte Physikerin, hat aufgrund ihrer Karrieremöglichkeiten Österreich allerdings bereits 1906 verlassen.[5]

Viele dieser jüdischen intellektuellen Frauen gehörten der kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs (KPDÖ) oder der Sozialdemokratie an. So gilt Elfriede Eisler-Friedländer, später Ruth Fischer, als Mitbegründerin der KPDÖ. Käthe Leichter, Therese Schlesinger, Aline Furtmüller, Helene Bauer oder Marianne Pollak waren bekannte sozialdemokratische Politikerinnen. Sophie Lazarsfeld, die Mutter von Paul Lazarsfeld, führte in Wien einen Salon, in dem bekannte Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen verkehrten und löste mit ihrem Buch „Wie die Frau den Mann erlebt" heftige Diskussionen aus.[6]

In den folgenden Ausführungen soll der Weg von jüdischen Studentinnen aus bürgerlichen, liberalen Familien in die Kommunistische oder Sozialdemokratische Partei Deutschösterreichs nachgezeichnet werden. Als Jüdinnen und als Pionierinnen auf der Universität in mehrfacher Hinsicht Außenseiterinnen, erwarteten sie sich vom Sozialismus bzw. Kommunismus eine Lösung ihrer Probleme.

Als Quellen dienten Autobiographien (veröffentlichte und unveröffentlichte, die mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden) sowie von mir durchgeführte lebensgeschichtliche Interviews. Sowohl die Interviewpartnerinnen als auch die Autorinnen der Autobiographien gehörten dem jüdischen Bürgertum an und wurden zwischen 1900 und 1925 geboren.

Wenn die hier beschriebenen Frauen in ihren Illusionen auch vielen politischen Irrtümern erlegen sind, und manche von ihnen heutigen Feministinnen als zu wenig emanzipatorisch erscheinen mögen, so erteilten sie immerhin dem bürgerlichen Weiblichkeitsideal eine Absage. Selbst im Bürgertum großgeworden, thematisierten sie auch heute noch wesentliche Fragen der weiblichen Emanzipation und eroberten sich neue Bereiche der von Männern dominierten Öffentlichkeit. Spätestens 1938 wurde diese intellektuelle weibliche Kultur in Österreich vernichtet: „When these women left Austria, much was lost to its cultural climate ... for the oil was spilt and the heritage gone forever",[7] beschrieb Hilde Spiel

4 Waltraud Heindl u. Marina Tichy Hg., „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...". Frauen an der Universität Wien (ab 1897), Schriftenreihe des Universitätsarchivs, V, Wien 1990, 151.

5 Gertrude Enderle-Burcel, Lise Meitner, in: Heindl u. Tichy, Erkenntnis, 233 – 246, wie Anm. 4.

6 Hans Hautmann, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, Wien/Frankfurt a.M./Zürich 1971. Elfriede Friedländer übersiedelte 1919 nach Deutschland und nahm als Ruth Fischer Anfang der 20er Jahre eine führende Stellung in der KPD und in der Komintern ein. Sie emigrierte in die USA und gehörte dort zu den Gegnern des Stalinismus. 1961 starb sie in Paris. Ihr Bruder, der Musiker Hans Eisler, war enger Mitarbeiter von Bert Brecht, vgl. 66 ff. Zu Therese Schlesinger siehe Marina Tichy, „Ich hatte immer Angst, unwissend zu sterben." Therese Schlesinger, in: Edith Prost Hg., Die Partei hat mich nie enttäuscht. Österreichische Sozialdemokratinnen, Wien 1989. Zu Käthe Leichter siehe Herbert Steiner, Käthe Leichter – Leben und Werk, Wien 1973. Sophie Lazarsfeld, Wie die Frau den Mann erlebt, Leipzig/Wien 1931.

7 Hilde Spiel, Jewish Women in Austrian Culture, in: Josef Fraenkel Hg., The Jews of Austria, London 1967, 110.

die Situation, von der aus auch die Ausgangsbedingungen für intellektuelle Frauen nach 1945 gesehen werden müssen.

Jüdinnen erobern die Wiener Universität

In ihrer Untersuchung über die konfessionellen Verhältnisse der Studentinnen an der Wiener Universität stellte Waltraud Heindl einen sehr hohen Anteil an jüdischen Studentinnen fest. 1897, im ersten Jahr des Frauenstudiums, hat der Anteil an Studentinnen mosaischen Glaubens an der Philosophischen Fakultät rund 25% betragen. An der Medizinischen Fakultät, die seit 1900 Frauen aufnahm, waren sie sogar in der Mehrheit. Zwischen 1900 und 1914 schwankte ihre Anzahl zwischen 51,2% und 68,3%. Nicht mitgerechnet wurden hierbei konfessionslose Studentinnen, die meistens aus einem liberalen, jüdischen Elternhaus stammten. Auch an der Juridischen Fakultät, die seit 1919 Frauen offenstand, dominierten Studentinnen mosaischen Glaubens mit einem Anteil von über 50%.

In der Ersten Republik läßt sich ein allmählicher Rückgang von Studentinnen jüdischer Herkunft feststellen. Dies ist zurückzuführen auf die Wirtschaftskrise, von der auch das jüdische Bürgertum betroffen war, sowie auf die Auflösung der Monarchie, da viele jüdische Studentinnen aus dem Osten der Monarchie stammten. Der zunehmende Antisemitismus und die damit verbundenen geringen Karrieremöglichkeiten von Juden und Jüdinnen wirkten sich auch hemmend auf das Studium von Jüdinnen aus. Dennoch waren im Wintersemester 1933/34 an der Philosophischen noch 12,6%, an der Medizinischen 37,6% und an der Juridischen Fakultät noch 20,1% Studentinnen mosaischen Glaubens inskribiert. Dem stand ein jüdischer Bevölkerungsanteil von 2,8% gegenüber.[8]

Obwohl Untersuchungen über die soziale Zugehörigkeit der Studentinnen fehlen, kann angenommen werden, daß der Großteil dem liberalen, assimilierten Bürgertum angehörte.[9] Das jüdische Bürgertum erwies sich jedoch nicht nur in sozialer Hinsicht als äußerst inhomogen; je nach geographischer Herkunft und zeitlicher Zuwanderung bestanden auch unterschiedlichste Beziehungen zur jüdischen Tradition.

Studentinnen, die noch in Galizien aufgewachsen waren, fühlten sich beispielsweise der deutschen Kultur, aber auch dem polnischen oder jüdischen Nationalismus verbunden. So blieb für die Wiener Mittelschuldirektorin Minna Lachs „tief in ihrem Herzen Galizien die eigentliche Heimat". Minna Lachs, die mit ihrer Familie im Ersten Weltkrieg nach Wien flüchtete, gehörte, bevor sie zur Sozialdemokratie stieß, dem links-zionistischen *Haschomer Hazair* (linkszionistische Jugendorganisation) an.[10] Die bekannte Psychologin Helene Deutsch schrieb in ihrer Biographie, daß sie auch in Wien die polnische Sprache der deutschen

8 Heindl u. Tichy, Erkenntnis, wie Anm. 4, Kapitel: Die konfessionellen Verhältnisse. Jüdische und katholische Studentinnen.

9 Ebd., 135.

10 Minna Lachs, Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907 – 41, Wien 1986.

vorzog, noch in den USA Galizien als ihre eigentliche Heimat betrachtete und im hohen Alter in Polnisch träumte.[11] Die Verfasserinnen der hier bearbeiteten Biographien und die zitierten Interviewpartnerinnen hingegen betrachteten Wien als ihre Heimat. Dem Zionismus gegenüber verhielten sie sich ablehnend und auch das traditionelle Judentum stand ihnen fern und galt als überlebte Lebensform. Dennoch war ihnen mit den Studentinnen aus Galizien ein ambivalentes Verhältnis zu ihrer jüdischen und bürgerlichen Herkunft gemeinsam.

Rationalität und Fortschrittsglaube statt jüdischer Tradition

> Meine Eltern waren Freidenker, Sozialisten, Pazifisten und Internationalisten. Rationalität, die Wissenschaft und menschliche Zusammenarbeit würden in naher Zukunft die Welt verbessern. Dem Namen nach waren sie Juden. Ich kann mich nur an zwei Besuche in einem Tempel erinnern: das erste Mal in den 20er Jahren, zu Tante Friedas Hochzeit, und bei meiner eigenen Hochzeit 1937. Zu diesem Zeitpunkt hatte die katholische austrofaschistische Regierung zivile Eheschließungen für ungesetzlich erklärt ... Wir waren assimilierte Juden. Wir feierten Weihnachten, Silvester, den 1. Mai und den 12. November, den „Tag der Republik",[12]

schrieb Edith Foster (geboren in Wien, Mitglied des Verbandes Sozialistischer Mittelschüler, Psychologin in Kalifornien) über ihre Familie. Die jüdische Religion war schon lange dem Glauben an den wissenschaftlichen Fortschritt gewichen. Jüdisch-Sein war für die Familie bedeutungslos geworden und zum Judentum bekannten sie sich nur mehr, weil sie die Lächerlichkeit einer Taufe als Eintrittskarte in die Gesellschaft nicht anerkennen wollten. Wie die Mehrheit der in Wien lebenden Juden fühlten sie sich politisch der Sozialdemokratie verbunden, deren Festkultur auch die jüdische Tradition ersetzen half.[13]

Auch Marie Langers Eltern, der Vater war Anwalt und Fabrikant, wählten bei den Gemeinderatswahlen in Wien „rot", also sozialistisch,[14] und hatten sich von der Religion abgewandt:

> Meine Familie waren assimilierte Juden, im Grunde atheistisch und – besonders von mütterlicher Seite her – recht wohlhabend. Die politische Haltung meines Vaters war kritisch pazifistisch. (Erst als ich erwachsen war, wurde mir klar, daß ihn ein Schuldgefühl wegen seines Reichtums bedrückt hatte, der sich aber schon vor 1929 in Nichts auflösen sollte ...)[15]

Während der Vater in seiner Jugend noch an hohen Feiertagen die Synagoge besuchte und am *Yom Kipur* fastete, war der Mutter von Kindheit an ihre jüdische Herkunft peinlich. Sie litt an ihrer Rolle als

11 Helene Deutsch, Confrontation by Myself, New York 1973; Paul Roazen, Helene Deutsch, A Psychoanalyst's Life, New York/Scarborough, Ontario 1985.
12 Edith Foster, Maturatreffen. 50 Jahre danach, Wien 1989, 14.
13 Robert Schwarz, Antisemitism and Socialism in Austria 1928 – 1962, in: Fraenkel, Jews, wie Anm. 7.
14 Marie Langer, Von Wien nach Managua. Wege einer Psychoanalytikerin, Frankfurt a.M. 1986.
15 Ebd., 32 ff.

jüdische Außenseiterin, „später fand sie ihre eigene Familie nicht vornehm genug, weil sie jüdisch war". Um ihrer Tochter ein ähnliches Schicksal zu ersparen, gab sie ihr den katholischen Namen Marie. Dies stellte einen Kompromiß zu einer Taufe, wofür sie sich noch nicht entschließen konnte, dar:[16]

> Du bist jüdisch – diese Tatsache hat meine Mutter ihr Leben lang bedrückt. Ich hatte Glück, daß weder mein Familienname noch mein Aussehen jüdisch waren – und umsoweniger mein Vorname ... sie wollte mir das typisch jüdische Schicksal ersparen.[17]

Geschwister und Onkel ließen sich taufen, für einen Lehrstuhl an der Universität oder aber, um nicht mehr als Außenseiter/innen zu gelten. Jüdische Feste wurden durch christliche ersetzt, das Weihnachtsfest beispielsweise ganz unhinterfragt gefeiert. Als Marie Langer mit einer erst kurz zuvor aus Galizien zugezogenen Freundin den Christbaum schmückte, meinte ihr Cousin, daß Juden dazu nicht berechtigt wären. Die Übernahme der christlichen Tradition ermöglichte eine Abgrenzung zu den Ostjuden, den „eigentlichen" Juden: „Die meisten Flüchtlinge waren arme Juden aus dem Ghetto und im Unterschied zu uns religiös ... ich kann nicht Jiddisch, noch verstehe ich es vom Deutschen her; meine Mutter hätte mir nie erlaubt, es zu lernen."[18]

In ihrem Manuskript geht H. O., eine der ersten Studentinnen auf der Juridischen Fakultät in Wien, auf das ambivalente Verhältnis ihrer Familie zu ihrer jüdischen Herkunft ein. Während die Mutter als Pazifistin beschrieben wurde, wandte sich der Vater, der ursprünglich Sympathien für die Sozialdemokratie gehegt hatte, vor allem während des Ersten Weltkrieges mehr und mehr dem Deutschnationalismus zu:

> Er war zutiefst davon überzeugt, daß er zu dieser europäischen, vor allem zur deutschen Kultur gehörte. Man konnte sagen, daß er der typische Sudetendeutsche war; deutscher als andere Österreicher ... jedoch sprach er nie abfällig über andere Nationen.
> Ich weiß nicht, wie weit er sich als Jude fühlte. Er fühlte sich zu seiner Familie, nicht aber zu den Juden als Volk zugehörig ... Er wollte nicht glauben, daß die Deutschnationalen Antisemiten sind. Bei Studentenkrawallen hat er gesagt, daß sich die Juden wieder hervorgetan haben ... Immer und bei jeder Gelegenheit hat er die Existenz von Antisemitismus geleugnet. Wenn Juden verfolgt wurden, waren sie selber schuld. Wie er sich seine eigene verspätete Karriere erklärte, weiß ich nicht. Aber er war Jude. Und er lehnte es ab, sich mit dem Taufschein den Eintritt in die europäische Kultur zu erkaufen. Warum?[19]

16 Ebd., 33.
17 Ebd., 36.
18 Ebd., 36.
19 Manuskript von H. O. (Name geändert), Privatbesitz, sowie Interview mit H. O., Wien 1989.

Durch die Identifikation mit dem Deutschtum, die er mit vielen Juden teilte,[20] gewann er Distanz zur eigenen jüdischen Herkunft. Als Naturwissenschaftler hatte er Religion längst durch den Glauben in die Wissenschaft ersetzt. Sein Judentum reduzierte sich auf die Zugehörigkeit zur Israelitischen Kultusgemeinde, was die Tochter als eine Art Trotzreaktion gegen die Gesellschaft interpretierte. Seine jüdische Herkunft betrachtete er als Privatangelegenheit, weshalb ihm auch „auffällige" Juden, wie Ostjuden oder demonstrierende jüdische Studenten peinlich waren: „Niemals hat er, auch nicht im Spaß, einen Jargonausdruck gebraucht; wenn Mutter es tat, wurde er nervös und uns verbot er es."[21]

Wie in der Familie von Edith Foster oder Marie Langer, kam der Pflege jüdischer Tradition keinerlei Bedeutung mehr zu. Der Glaube in die Wissenschaft wurde an Sohn und Tochter gleichermaßen weitergegeben:

> Obwohl uns im Religionsunterricht gesagt wurde, daß wir am Sonntag in die Synagoge gehen sollten, hat uns mein Vater lieber auf einen Spaziergang mitgenommen. Wir kannten jüdische Feste und Bräuche nur von der Großmutter her. Sie haben auf mich keinen Eindruck gemacht und Vater erklärte sie uns recht rationalistisch.[22]

Aufgewachsen in einem atheistischen, rationalen Klima, in dem zwischen den Eltern häufig emotionelle, politische Diskussionen stattfanden, wandte sich die Tochter bald der Politik, aber auch der klassischen Kultur zu. Lesen wurde ihr großes Hobby, wobei sie sich neben Kunstgeschichte vor allem auch für Geschichte zu interessieren begann: „Mit Freundinnen, alle aus reichen bürgerlichen Häusern, ging ich ins Theater, in Konzerte, in Museen und Ausstellungen ... Wir lasen viel und sprachen über Bücher."[23]

Auch die liberale, für politische Diskussionen offene Familie von Stella Klein-Löw, der bekannten sozialistischen Abgeordneten, legte großen Wert auf eine intellektuelle Erziehung der Tochter:

> Dichtung war schon der Zwei- und Dreijährigen in die Hände gegeben worden. In Leder gebundene, reichbebilderte Klassiker aus unserer Bibliothek wurden mir gezeigt ... So wurden mir die Namen Schiller, Goethe, Heine und Grillparzer vertraut ... Sprache wurde etwas Lebendiges, Buntschillerndes, das nie erstarrte ... Ich las die „Fackel" wie die Frommen die Bibel.[24]

Die Pflege der deutschen Literatur beschrieb sie fast als einen religiösen Akt, während ihr die Kultur des Ostjudentums unvertraut blieb. Erst nach der Rückkehr aus der Emigration wurde ihr klar, daß „sie unter anderem auch den falschen Unterschied zwischen Jiddisch und gepflegtem Deutsch gemacht hat".[25]

20 Damit stand er beispielsweise in der Tradition eines Viktor Adler. Vgl. dazu Rudolf G. Ardelt, Friedrich Adler. Probleme einer Persönlichkeitsentwicklung um die Jahrhundertwende, Wien 1984.
21 Manuskript, 5, wie Anm. 19.
22 Ebd., 5.
23 Ebd., 5.
24 Stella Klein-Löw, Erinnerungen, Wien 1980, 26.
25 Ebd., 199.

Verunsichert durch den Einfluß eines bigotten Kindermädchens äußerte sie den Wunsch nach einer Taufe. Ihre Familie gab ihr aber zu verstehen, daß im Vergleich zu einem „hellen Kopf" Religion weniger bedeutend sei. Dennoch konnte der Glaube an Rationalität und Kultur die auf Kinder faszinierende Wirkung des Katholizismus nicht ersetzen. Auch nachdem sie in der Sozialdemokratischen Partei eine ideologische Heimat gefunden hatte, „blieb Religion für sie ein heißes Eisen, an dem sie sich, so oft sie es berührte, die Finger verbrannte":[26]

> Der religiöse Zwiespalt prägte mein ganzes Leben ... Wo stand ich? Was blieb davon für mein ganzes Leben? ... Ich ging bei Prozessionen mit und liebte die Stille der Kirche. Den Tempel besuchte keiner von uns und wir beteten auch nicht ... Warum waren wir Juden?[27]

Auch bei Marie Langer löste die Konfrontation mit dem Katholizismus eine Identitätskrise aus. Einerseits geschockt von „den Qualen, die katholische Heilige auf sich nehmen mußten", beeindruckte sie andererseits der christliche Heroismus, „für den man leiden und sterben kann". In ihrer pubertären Unsicherheit wollte sie zuerst zum traditionellen Judentum zurückkehren, später zum Katholizismus konvertieren.[28]

Auch die Interviewpartnerin F. S., ebenfalls aus einer wohlhabenden, aufgeklärten Familie stammend, schilderte, daß sie sich als Kind von katholischen Festen sehr angezogen gefühlt hatte und daran teilnehmen wollte: „Als Mädchen habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als bei der Fronleichnamsprozession teilnehmen und auch einen weißen Polster tragen zu dürfen."[29]

Weder Langer, noch Foster oder Klein-Löw wurden in ihrer akademischen Karriere Widerstände entgegengesetzt. Der Besuch eines Gymnasiums sowie der Universität scheinen als nicht in Frage gestellter Schritt in ihrer Ausbildung.

Diese liberale Einstellung – auch gegenüber einer nicht traditionellen Mädchenbildung – zeigte sich auch am Beispiel der Familie Meitner. Die Eltern ermöglichten nicht nur ihrer Tochter Lise, sondern auch deren drei Schwestern eine für die damalige Zeit „unweibliche" hochqualifizierte Ausbildung.[30] Auch Lillian Bader, die Cousine von Lise Meitner, schrieb, daß ihre Mutter sie ins Gymnasium schickte und damit bereits bewußt den ersten Schritt für ein Studium setzte. Unbeeinflußt von den vielen Klischees und Vorurteilen, die über die ersten Studentinnen in die Welt gesetzt wurden, konnte Lillian Bader ihr Chemiestudium absolvieren. Mit Musik und Kultur sehr vertraut, strebte sie eine naturwissenschaftliche Ausbildung an. Auch für sie war Wissenschaft die Antwort auf ihre Probleme – „the future belonged to the scientists" –, wobei sie in der Mutter Unterstützung fand.[31]

26 Ebd., 122.
27 Ebd., 111.
28 Langer, Wien, 27, wie Anm. 14.
29 Interview mit F. R., Tel Aviv 1987.
30 Enderle-Burcel, Lise Meitner, wie Anm. 5.
31 Lillian Bader, One Life is not enough, Manuskript, 83.

Auch Frau S., Mittelschülerin in Wien, die kurz vor der Matura nach Palästina emigrierte und nach 1945 ihr Medizinstudium in Wien nachholte, schilderte in einem Interview, daß sich ihre Mutter „alles vom Mund absparte", um der Tochter den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Obwohl sich die Mutter dadurch ein Lungenleiden zuzog, wurde nie in Frage gestellt, daß der Tochter die Matura und später ein Medizinstudium ermöglicht werden sollten.[32]

Diese Beispiele untermauern die These von Marsha Rozenblit, wonach das jüdische Bürgertum besonderen Wert auf die schulische Ausbildung der Töchter legte, die deshalb auch zu einem überproportional hohen Prozentsatz höhere Schulen besuchten. 1910 waren beispielsweise 57% der Lyzeum-Schülerinnen, 30% der Gymnasiastinnen und 21% der Schülerinnen in Realgymnasien jüdischer Herkunft. In der „Schwarzwaldschule", einer sehr angesehenen Mädchenmittelschule, machten Jüdinnen, großteils aus erfolgreichen Wiener Familien, fast 70% aus.[33]

Dennoch müssen Verallgemeinerungen vermieden werden. Auch assimilierte, bürgerliche Juden standen dem Frauenstudium skeptisch gegenüber und wollten ihre Töchter in erster Linie standesgemäß verheiratet wissen. So versuchte beispielsweise der Vater von H. O., seine Tochter vom Studium abzuhalten. Eine höhere Mädchenbildung, also den Besuch eines Lyzeums, sah er aber als selbstverständlich an. Als dieses Lyzeum geschlossen wurde, übersiedelte die Tochter in die Schwarzwaldschule, und wie für viele andere Schwarzwaldschülerinnen gehörten ihre letzten Schuljahre zu den prägendsten Jahren ihres Lebens: „Diese letzen Schuljahre waren so schön, nicht nur, weil wir zusammenhielten, sondern auch, weil wir ausgezeichnete Lehrer hatten."[34]

Die Schwarzwaldschule

1901 gründete Dr. Eugenie Schwarzwald[35] in Wien ein Mädchenlyzeum. Schwarzwald war jüdischer Herkunft und stammte aus Polupanowka, einem kleinen Dorf in Galizien. Als eine der ersten Frauen erwarb sie in Zürich einen Universitätsabschluß. Geprägt von diskriminierenden Erfahrungen als Studentin – „man hatte sich den ganzen Tag von jedem Menschen anpöbeln zu lassen, der gegen das Frauenstudium war, und das war beinahe jeder" – versuchte sie durch die Gründung eines Reformgymnasiums für Mädchen, Frauen den Zutritt zur Universität zu erleichtern. Nach großen anfänglichen Schwierigkeiten ist es ihr schließlich gelungen, eine äußerst niveauvolle Schule zu führen. So wirkten

32 Interview mit F. S., Wien 1991. Frau S. konnte die Matura 1938 nicht mehr ablegen.

33 Marsha L. Rozenblit, Die Juden Wiens, 1987 – 1914. Assimilation und Identität, Wien/Köln/Graz 1988, vgl. 5. Kapitel: Erziehung der Mädchen.

34 Manuskript, 22, wie Anm. 19.

35 Hans Deichmann, Leben mit provisorischer Genehmigung. Leben, Werk und Exil von Dr. Eugenie Schwarzwald 1872 – 1940, Berlin/Wien/Mühlheim 1981; Friedrich Scheu, Ein Band der Freundschaft – Schwarzwaldkreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler, Wien 1985.

beispielsweise Oskar Kokoschka als Zeichenlehrer, Arnold Schönberg gab Musikunterricht und Adolf Loos Kurse in Architektur.

Im Umgang mit den Behörden mußte Eugenie Schwarzwald die Erfahrung machen, daß „Genies im Lehrplan nicht vorgesehen waren", daß man ihre Bemühungen um eine niveauvolle Mädchenbildung sehr skeptisch beobachtete. 1908 wurde beispielsweise in einem Inspektionsbericht sehr kritisch bemerkt, daß „Frau Schwarzwald aus ihrem Lyzeum am liebsten eine Universität für Mädchen machen möchte.[36]

Obwohl Schwarzwald selbst als aufgeschlossen liberal galt, lehrten neben diesen bedeutenden Künstlern auch politisch engagierte Professor/innen, wie die bekannten Sozialdemokraten und „Kinderfreundepädagogen" Anton Tesarek und Felix Kanitz oder der Kommunist Otto Eichler. Den Schülerinnen wurde dadurch nicht nur Fachwissen, sondern auch ein breites Spektrum politischer Meinungsbildung vermittelt. Wie Friedrich Scheu aufzeigte, galten vor allem die Sommerlager der Schwarzwaldschule als Reservoir für den Verband Sozialistischer Mittelschüler und auch für kommunistische Studentenverbindungen:

> Schließlich kam ich auf ein privates Gymnasium, und damit hat eine der wichtigsten Episoden meines Lebens begonnen. Direktorin der Schwarzwaldschule war eine Feministin, deren Bedeutung mir erst vor drei oder vier Jahren bei meiner Reise nach Wien klar geworden ist ... Im Geschichtsunterricht wurde uns eine dialektische Geschichtsauffassung vermittelt, der Lateinlehrer war ebenfalls Marxist. Überhaupt – es war eine recht außergewöhnliche Schule.[37]

Vor allem Aline Furtmüller, Französisch- und Deutschprofessorin und sozialdemokratische Gemeinderätin in Wien, dürfte bei den Mädchen großen Eindruck hinterlassen haben.[38] So schrieb H. O., daß sie bei ihrer Berufswahl stark von Aline Furtmüller beeinflußt wurde – „was ich vom ersten Tag an wußte, war, daß sie eine Frau war, die uns was zu sagen hatte"[39] – oder Marie Langer, die sich folgendermaßen an ihre Professorin erinnerte:

> Sie war Sozialdemokratin und sehr fortschrittlich. An ein Gedicht, das sie uns öfters vorgelesen hat, kann ich mich noch heute erinnern: Ein Mädchen – um die Jahrhundertwende – erklärt ihren Eltern, daß sie den Mann, den sie liebt, heiraten möchte. Der Vater hat aber schon einen anderen Bräutigam für sie bestimmt: „Den will ich nicht, den liebe und achte ich nicht", sagt die Tochter. Empört wendet sich der Vater an seine Frau: „Weißt Du, was es Neues gibt? – Haben wir uns je geachtet? Haben wir uns je geliebt?"[40]

1938 bedeutete auch das Ende der Schwarzwaldschule. Eugenie Schwarzwald emigrierte und starb 1940 in der Schweiz. Neben der

36 Deichmann, Leben, 77, 110, 65, wie Anm. 35.
37 Langer, Wien, 47, 45, wie Anm. 14.
38 Aline Furtmüller, geboren 1883, wurde im Februar 1934 verhaftet, Mitglied der „Revolutionären Sozialisten", flüchtete über Frankreich in die USA, wo sie 1941 starb. Vgl. Prost, Emigration, in: Stadler, Vernunft, wie Anm. 1.
39 Manuskript, 12, wie Anm. 19.
40 Langer, Wien, 31, wie Anm. 14.

bereits zitierten Marie Langer wurden viele prominente Absolventinnen der Schule aus Österreich vertrieben. So die in New York lebende Psychoanalytikerin Elsa Pappenheim, die Schriftstellerin Vicky Baum – bekannt durch ihren Roman „Menschen im Hotel" – oder die Schauspielerin Elisabeth Neumann-Viertel. Alice Herdan-Zuckmayer, selbst nicht jüdischer Herkunft, emigrierte mit Carl Zuckmayer in die USA.[41]

Einige von ihnen haben Österreich schon vor 1938 verlassen, denn für Mitglieder der KPDÖ oder der Sozialdemokratie trat die Katastrophe nicht erst 1938, sondern bereits 1933/34 mit dem Verbot ihrer Parteien ein. Die Schriftstellerin Martha Hoffmann wieder wandte sich dem Zionismus zu und wanderte bereits 1927 nach Palästina aus.

Vor allem die Wiener Universität wurde immer wieder als derjenige Ort genannt, wo die schlimmsten antisemitischen Erfahrungen gemacht wurden. Behütet aufgewachsen und in Schulen, wo Jüdinnen zu einem hohen Prozentsatz vertreten waren, verspürten manche an der Universität zum ersten Mal einen gegen sie gerichteten, aggressiven Antisemitismus.[42]

Als Jüdinnen und Linke doppelt diskriminiert, politisch heimatlos geworden und enttäuscht von der Politik des Austrofaschismus, suchten sie in der Sowjetunion, in England oder in den USA nach einer besseren Zukunft. Einige nahmen am Spanischen Bürgerkrieg teil und setzten dort den in Österreich verlorenen Kampf gegen den Faschismus fort.

Trotz eines Doktorats für Staatswissenschaften und eines zusätzlichen Diploms als Sozialarbeiterin konnte H. O. in Wien keine Anstellung finden und arbeitete ein Jahr an einem Institut in Leningrad:

> Ende September 1927 war es soweit ... Der Abschied von den Eltern war schwer, meinen Vater habe ich nicht wiedergesehen. Sonst aber zog ich leichten Herzens fort, voll Freude und Erwartung alles dessen, was mich im gelobten Land antreffen sollte.[43]

Sie war nicht die einzige Kommunistin, die in der Sowjetunion, dem Land ihrer großen Hoffnungen, Arbeit suchte. Auch Eugenie Quittner, Mia Spitz oder Rosa Puhm wanderten in die Sowjetunion aus, um sich am Aufbau des Sozialismus zu beteiligen. Die Fahrt wurde zur „Reise ins Paradies, in das Land unserer Sehnsüchte, unserer Träume. Stalin war die Verkörperung der Zukunft, unseres Lebens, der Weisheit".[44] Sie mußten ohne ihre Ehemänner, die zu den Stalinopfern zählten, zurückkehren.[45]

Hilde Spiel, protestantisch getauft und erst durch den Nationalsozialismus ihrer jüdischen Herkunft bewußt geworden, wanderte 1934 nach England aus. Nach dem Verbot der Sozialdemokratie fühlte sie sich aller

41 Alice Zuckermayer-Herdan, Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen, Frankfurt a.M. 1979.

42 Langer, Wien, 31, wie Anm. 14; Manuskript, 51 ff, wie Anm. 19. Dazu auch Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten, Berlin 1986; Joseph T. Simon, Augenzeuge, Wien 1979; Stadler, Vernunft, wie Anm. 1.

43 Manuskript, 57, wie Anm. 19.

44 Genia Quittner, Weiter Weg nach Krasnogorsk. Schicksalsbericht einer Frau, Wien/München 1971; Rosa Puhm, Eine Trennung in Gorki, Wien 1990.

45 Gerhard Bisovsky u. Hans Schafranek, Der Hitler-Stalin-Pakt. Voraussetzungen, Hintergründe, Auswirkungen, Wien 1990.

politischen und kulturellen Hoffnungen beraubt. Aus „Ekel vor den Hahnenfedern am Hut und aus Angst, selbst von der Fäulnis des Systems befallen zu werden", hat sie Österreich verlassen.[46]

Ähnlich wie H. O. waren auch Marie Langer, Stella Klein-Löw oder Minna Lachs als linke Intellektuelle jüdischer Herkunft bereits in den 30er Jahren von vielen Karrieremöglichkeiten ausgeschlossen. Das „Doppelverdienergesetz"[47] machte die Ausübung eines qualifizierten Berufes für Universitätsabsolventinnen nahezu unmöglich. Minna Lachs konnte als verheiratete Mittelschullehrerin nur mehr Privatunterricht geben,[48] und Stella Klein-Löw fand nur im *Chajes*-Gymnasium, der bekannten jüdischen Privatschule, eine Anstellung. Selbst sehr assimiliert und skeptisch gegenüber zionistischen Bestrebungen, war ihr diese Schule anfangs sehr fremd:

> Alle Versuche des Stadtschulrates, mir – als Jüdin und Sozialistin – eine halbe oder eine volle Stelle an einer Mittelschule zu verschaffen, waren bislang gescheitert. Trotz meiner ausgezeichneten Prüfungszeugnisse, trotz meines mit Glanz abgeschlossenen Probejahres bekam ich überall zu hören, ich sei im obligaten Dreiervorschlag an zweiter Stelle gereiht.[49]

Auch Elsa Pappenheim, Tochter des bekannten Neurologen und Sozialdemokraten Dr. Martin Pappenheim, mußte 1934 für die Verlängerung ihrer Anstellung als Sekundarärztin den Taufschein vorweisen.[50] Marie Langer schloß 1935 ihr Medizinstudium ab, konnte aber in Wien als Ärztin keine Anstellung finden. Ihrer Meinung nach wurden Juden und Jüdinnen damals bereits nur mehr im Krankenhaus der Israelitischen Kultusgemeinde angestellt. Als Kommunistin schloß sie sich den Internationalen Brigaden in Spanien an. – „Während die Welt brannte, wollte ich nicht untätig zusehen." In Spanien konnte sie den in Österreich verlorenen Kampf gegen den Faschismus fortsetzen. Die aktive Teilnahme der Frauen am Bürgerkrieg vermittelte ihr auch als Frau ein sehr positives Selbstbewußtsein. In den 70er Jahren setzte sich Marie Langer stark für Nicaragua ein und unterstützte dort den Aufbau von psychoanalytischen Einrichtungen. Wie sie selbst meinte, versuchte sie durch ihr Engagement in Nicaragua auch den verlorenen Spanischen Bürgerkrieg zu verarbeiten: „In Nicaragua bin ich absolut zeitlos. Uns es ist so, als hätten wir den Spanischen Krieg nicht verloren, und ich wäre in Spanien beim Wiederaufbau."[51]

46 Hilde Spiel, „Im Gespräch", Ö1, 12.10.1989.

47 Im Dezember 1933 hat die Regierung die „Doppelverdienerverordnung" erlassen, womit eine Kampagne gegen verheiratete erwerbstätige Frauen entfacht wurde. Vgl. Irene Schöffmann, Frauenpolitik im Austrofaschismus, in: Emmerich Tálos u. Wolfgang Neugebauer Hg., Austrofaschismus. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934 – 1938, Wien 1984.

48 Prost, Emigration, in: Stadler, Vernunft, wie Anm. 1.

49 Klein-Löw, Erinnerungen, 103, wie Anm. 24.

50 Elsa Pappenheim, in: Stadler, Vernunft, II, 221, wie Anm. 1.

51 Zum Tod der Psychoanalytikerin Marie Langer, in: Werkblatt, Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik, 5, 1/2 (1988).

Intellektuelle Frauen und ihre Mütter

In liberalen, freidenkerischen Familien aufgewachsen, vertraut mit Kultur und Wissenschaft, wurde an den hier bearbeiteten Biographien und Interviews deutlich, in welch hohem Ausmaß die jüdische Herkunft die Sozialisation dieser Frauen beeinflußte. Zum einen übertrugen die Eltern ihre Identitätsprobleme auf die Töchter, zum anderen vermittelte ihnen die Umwelt – wenn auch nicht in Form eines täglich erfahrenen Antisemitismus, so doch durch einzelne prägende Erlebnisse – ihr „Anderssein":

> Trotz meines Reichtums war ich mir immer meiner Nachteile bewußt: Jüdin und Frau zu sein. Und zu diesem Nachteil kam später noch ein anderer dazu: geschieden zu sein ... Als Jüdin geboren, ich kann nicht leugnen, daß ich dadurch geprägt wurde. Erst kürzlich ... wurde mir klar, wie der deutsche und österreichische Antisemitismus unser Leben schon vor dem Nationalsozialismus beeinflußt hat,[52]

schrieb Marie Langer in ihren Erinnerungen. Dabei hob sie neben antisemitischen Erfahrungen vor allem auch die als Frau erlebte Außenseiterrolle hervor. In ihrer Biographie und auch in ihren wissenschaftlichen Arbeiten[53] setzte sich Langer intensiv mit der Problematik von weiblicher Identitätsbildung auseinander. Besonderes Augenmerk richtete sie dabei auf die Mutter-Tochter-Beziehung. Die eigene komplizierte Mutterbeziehung zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Biographie. Dabei thematisierte sie auch den Mangel an weiblichen Leitbildern, an denen sich intellektuelle Frauen orientieren konnten. Ihre eigene wissenschaftliche Karriere schrieb sie neben der Schwarzwaldschule ihrem Vater zu. Die Mutter hingegen konnte ihr in ihrer weiblichen Identitätssuche kaum behilflich sein; Mutter und auch die Schwester waren so, wie sie selbst nicht sein wollte:

> In gewisser Weise wurde mein Leben durch eine negative Identifikation mit meiner Mutter und Schwester geprägt: Ich kann nicht Auto fahren, weil sie es konnten ... Gucki tanzte hervorragend, ich ganz schlecht. Ich glaube, den Preis dafür zahlen zu müssen, ein anderes Leben führen zu wollen; so verzichtete ich auf ihr Terrain: auf das Weibliche.[54]

Eugenie Schwarzwald kritisierte zwar an ihren feministischen Mitstudentinnen in Zürich, daß sie alle wie die Männer sein wollten; – „Sie wollten besser sein als ihre männlichen Kollegen und es den Männern endlich zeigen"[55] – doch gab sie laut Marie Langer dieselbe Orientierung an der männlichen Leistungsnorm an ihre Schülerinnen weiter. Um auf der Universität bestehen zu können, mußten sie ihrer Meinung nach lernen, sich wie Männer zu verhalten. Als beispielsweise Marie Langer von der Schule fernbleiben wollte und dafür eine als typisch weibliche Schwäche

52 Langer, Wien, 34, wie Anm. 14.
53 Marie Langer, Mutterschaft und Geschlecht, 1951, wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und verzeichnete mehrere Auflagen.
54 Langer, Wien, 57, wie Anm. 14.
55 Deichmann, Leben, 24, wie Anm. 35.

geltende Ausrede benutzte (sie täuschte die Menstruation vor), meinte ihre Lehrerin: „Dieses Mal darfst du gehen, aber denk daran, wenn du studieren und arbeiten willst wie ein Mann, dann benütze nie mehr deine ‚weibliche Schwäche' als Ausrede."[56]

Im Gegensatz zu ihrer Lehrerin habe sich, so Langer, ihre Mutter gerne auf „weibliche Schwächen" gestützt und mit Herzbeschwerden, kleinen Lügen und Tricks versucht, sich durchzusetzen und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Langer beschrieb ihre Mutter aber auch als gebildete, politisch interessierte, offene und starke Frau, deren Tragik darin lag, daß ihr die Emanzipation auf halbem Weg verwehrt blieb: „Es tut mir leid, daß meine Mutter einen großen Teil ihres Lebens als Dame vergeuden mußte. Das war nicht ihre Schuld; sie hätte gerne Besseres geleistet, und sie hätte die Fähigkeit dazu gehabt."[57]

Der Status ihres Ehemannes verunmöglichte eine Berufstätigkeit, und im Gegensatz zu den Töchtern blieb dieser Frauengeneration der reguläre Weg in die Wissenschaft noch verwehrt. Ähnlich charakterisierte auch H. O. ihre Mutter. Ebenfalls äußerst gebildet und interessiert an gesellschaftlichen Vorgängen, litt sie daran, daß ihr ihr Ehemann wissenschaftliche Diskussionen vorenthielt. Unzufrieden mit ihrem Leben, das zu sehr von den Bedürfnissen ihres Mannes bestimmt war, flüchtete sie sich in Krankheiten. Die Mutter von Marie Langer hingegen suchte Befriedigungen in Liebesaffairen, die allerdings geheimgehalten werden mußten:

> Ich glaube, sie war frigid. *Liebe* war ihre Existenz – genau jene Art der Liebe, die Alexandra Kollontai (russische Revolutionärin, die sich nach 1917 stark für die Frauenbefreiung und sexuelle Revolution engagierte) abgelehnt hat, weil sie mit der eigentlichen Entwicklung der Frau und dem revolutionären Kampf unvereinbar ist.[58]

In Krisensituationen hingegen, wie beispielsweise während des Ersten Weltkrieges oder während der nationalsozialistischen Verfolgung, zeigten sich die Mütter sehr stark. Die Mutter von H. O. unterstützte die kommunistische Tätigkeit ihrer Tochter und ihr Haus wurde sogar eine Art illegale Parteizentrale der Kommunisten. Marie Langers Mutter eröffnete mit geringen finanziellen Mitteln in Lateinamerika eine Pension, wofür sie sehr hart arbeiten mußte.

Als eine der ersten Frauen befaßte sich Helene Deutsch auf wissenschaftlichem Weg mit ihrer Mutterbeziehung, mit der Problematik von weiblicher Sexualität und den fehlenden Identifikationsangeboten für Mädchen.[59] Auch sie orientierte sich in ihrer Karriere stark an ihrem Vater, während sie ihre Mutter haßte.[60] Die Mutter, eine gebildete Frau, dominierte das Familienleben, während der Vater, ein bekannter Rechtsanwalt, zu Hause eine untergeordnete Stellung einnahm. In „Die Psychologie der Frau" stellte sie fest, daß intellektuelle Frauen aus den Köpfen

56 Langer, Wien, 46, wie Anm. 14.
57 Ebd., 39.
58 Ebd., 39.
59 Helene Deutsch, Psychology of Women, 2 Bde., New York 1944/45.
60 Roazen, Deutsch, 9, wie Anm. 11.

der Väter geboren würden. Dies hätte — ähnlich wie bei Marie Langer — zur Folge, daß Frauen ihre Intellektualität mit dem Verlust von Weiblichkeit zu zahlen hätten.[61]

Lillian Baders Familienbeschreibung verdeutlicht nicht nur die Inhomogenität des jüdischen Bürgertums, sondern auch den Einfluß, der der Persönlichkeit der Mutter auf dem Lebensweg der Tochter zukommen kann. Ihre Mutter und auch ihre Großmutter galten als die Ernährerinnen der Familie. Der Großvater verließ nach der Scheidung die Familie und auch ihr Vater, der in Teblitz arbeitete, kam nur selten nach Wien. Seine Frau verwehrte ihm die Anerkennung als Familienoberhaupt und traute ihm nicht zu, daß er die Familie erhalten kann: „Having seen that my father could not depend upon to make a living, my mother had started to support her family."[62] Umgeben von Mutter, Großmutter und Tante, wuchs Lillian Bader in „generations of amazones"[63] auf. Durch Armut an einer Ausbildung gehindert, absolvierte ihre Mutter eine Pianoprüfung, was bereits als revolutionärer Akt galt. Später übernahm sie die Leitung eines Mädcheninternats, der „Stern-Schule". Ehrgeizig und in erster Linie auf ihren Beruf konzentriert, zeigte sie hingegen kaum Eigenschaften, die als „mütterlich" galten: „The only thing we knew was, that our mother had no sympathy if we were tired or if we complained about heat or cold. We never got a toy from our mother, we never went on a walk with her."[64] Ihr Selbstvertrauen und auch ihren Ehrgeiz, womit sie ohne Ausbildung eine berufliche Karriere schaffte, gab sie an die Tochter weiter. Orientiert an der Mutter, war es für Lillian Bader klar, daß sie nach der Geburt der Tochter ihren Beruf nicht aufgeben würde. Sie zeigte sich daher von der künstlichen Babynahrung, die sie nach ihrer Emigration in den USA kennenlernte, begeistert. Diese Erfindung bedeutete für sie eine Verbesserung für die Situation der Frau, denn als Mutter fühlte sie sich durch das Stillen überfordert.[65] Ihre Ehe mit einem Arzt beschrieb sie als sehr harmonisch, doch widmete sie ihm in ihrer Biographie äußerst wenig Raum; wie bei ihrer Großmutter und Mutter stand die eigene Arbeit im Mittelpunkt. Nach abgeschlossenem Chemiestudium übernahm sie später von der Mutter die Leitung der Schule. Selbst „Frau Doktor", hatte sie es nicht nötig, sich mit dem sozialen Status und dem Doktortitel des Mannes zu identifizieren. Neben ihrer Mutter orientierte sie sich in ihrer wissenschaftlichen Karriere an ihrer Cousine Lise Meitner, die bereits vor ihr an der Universität Physik studiert hatte.

Die Bedeutung weiblicher Leitbilder für die eigene Berufswahl wurde auch in den übrigen Biographien und in Interviews hervorgehoben. H. O. orientierte sich bei ihrer Fächerwahl an der Universität an der bekannten Sozialistin und Sozialwissenschaftlerin Käthe Leichter, für Marie Langers politische Orientierung und weibliche Identitätsfindung waren russische Revolutionärinnen wie Alexandra Kollontai oder Vera Finger bedeutend. Ihrer Meinung nach hat die Beteiligung an der Revolution den Frauen ermöglicht, den Männern gleich zu werden, ihrem weiblichen Schicksal

61 Ebd., 342.
62 Bader, Life, 5 ff, wie Anm. 31.
63 Ebd., 11.
64 Ebd., 14.
65 Ebd., 168.

und somit ihrer Identitätskrise zu entkommen.[66] Auch selbst fühlte sie sich in der Rolle der Revolutionärin am wohlsten.[67]

Kommunismus und Sozialismus: eine neue Religion?

H. O., Marie Langer oder Edith Foster haben die von den Eltern vermittelten Ideen vollständig zu Ende gedacht und gelebt. Als Sozialistinnen und Kommunistinnen wollten sie mit dem Judentum, das sie nur mehr als Religion betrachteten, nichts mehr zu tun haben und sie traten aus der Israelitischen Kultusgemeinde aus. Das Aufgehen in einer politischen Partei, die allmählich zum Religionsersatz wurde, erleichterte ihnen diesen Schritt.

Marie Langer verließ die Israelitische Kultusgemeinde und erklärte sich konfessionslos, während die Kommunistische Partei zum „Wir" wurde. „Ihrer" Partei verpflichtet, stellte sie sogar Liebesbeziehungen in den Hintergrund.[68]

> Bei der Religion wollte ich nicht dazugehören. Aber mein Austritt war pubertär. Wir waren doch alle so, wir haben geglaubt, wir werden die Revolution machen und den Sozialismus einführen. Heute halte ich den Kampf gegen eine Religion für einen Blödsinn,[69]

meinte H. O., die ihren Austritt aus der Israelitischen Kultusgemeinde, der 1922 – im selben Jahre wie ihr Eintritt in die Sozialistische Jugend – erfolgte, auch als jugendliches Protestverhalten gegen den autoritären Vater interpretierte.

Sozialdemokratie und KPDÖ boten den unsicheren Mittelschülerinnen Modelle neuer weiblicher Verhaltensmuster an und vermittelten ihnen das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören, in der Antisemitismus nicht mehr für möglich gehalten wurde. „Ich war sicher, die Ungerechtigkeiten würden im Kommunismus aufgehoben werden" und die Annäherung an die Linke war für Langer ein logischer Schritt aus ihrer mehrfachen Diskriminierung.[70] Für H. O. war damit ein besonderer Glaube in die Arbeiter und Arbeiterinnen, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft die besseren Menschen darstellten, verbunden. Der Glaube an Gott wich dem Glauben in die Arbeiter/innen, die ihr aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft bisher fremd waren:

> Das Beisammensein mit den jungen Arbeitern war ein großes Erlebnis für mich, etwas, das ich bisher nicht gekannt hatte. Es war eine gute Gruppe, eine gute Atmosphäre und wirkliche Kameradschaft, und ich habe Freunde gefunden, mit denen ich das ganze Leben verbunden blieb ... Intellektuelle hatten großen Respekt vor Arbeitern, die was geworden sind.[71]

66 Langer, Wien, 29, wie Anm. 14.
67 Ebd., 97.
68 Ebd., 85.
69 Ebd., 69.
70 Ebd., 34.
71 Manuskript, 29, 96, wie Anm. 19.

Sozusagen als letzten Schritt aus ihrem bürgerlich-jüdischen Ghetto heraus heiratete sie einen kommunistischen Arbeiter. Dies hat bei den Verwandten die mißtrauische Frage, „ob der Goy eh nicht trinkt", hervorgerufen.[72]

Als Intellektuelle bürgerlicher Herkunft bildeten sie aber innerhalb der KPDÖ und auch innerhalb der Sozialdemokratie eine von den Arbeiter/innen abgeschlossene Gruppe: So setzte sich in bürgerlichen und jüdischen Bezirken der Verband Sozialistischer Mittelschüler großteils aus Juden bürgerlicher Herkunft zusammen, ebenso der linke Flügel des Verbandes Sozialistischer Studenten oder die Studentenorganisation der KPDÖ. In ihrer Welt voller Utopien fühlten sie sich als Teil einer internationalen Weltbewegung und übersahen so den immer stärker werdenden und auch in den eigenen Parteien vorhandenen Antisemitismus:

> Wir waren völlig in unsere Probleme eingesponnen, wir waren so überzeugt, daß unsere Sache die einzig wahre war, daß sie siegen werde, siegen muß. Wir haben nichts gesehen, was uns umgeben hat und alles, was unser Konzept störte, von uns weggeschoben und verdrängt. Und wie war das mit dem Antisemitismus? Sahen wir sein Erstarken nicht? Wir sahen es, aber wir nahmen es nicht ernst. ... Ich für meine Person kann sagen, daß ich kaum was von Antisemitismus gespürt habe. Wahrscheinlich weil wir meist unter Juden waren, und weil ich den latenten Antisemitismus, der wohl in allen unteren Organisationen beider Arbeiterparteien herrschte, für Antiintellektualismus gehalten habe und mich darüber erhaben fühlte.[73]

Im Glauben, daß sie wußten, wie die Welt zu interpretieren war, und in Anlehnung an ihre eigenen intellektuellen Führer/innen wie Otto Bauer, Aline Furtmüller, Käthe Leichter, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg oder Helene Deutsch konnten Diskriminierungen hingenommen werden. Antisemiten, auch wenn es sich um Universitätsprofessoren handelte, galten als unintelligent und wurden nicht ernst genommen.[74]

Das Leben dieser Frauen war ausgefüllt mit Terminen: Grenzen zwischen Partei und eigener Persönlichkeit begannen zu zerfließen. „Wir haben in der Partei gelebt", wurde immer wieder vermerkt. Kritik an der Partei hätte Isolation bedeutet, weshalb sie Widersprüche und auch Antisemitismus hinnahmen oder zu übersehen versuchten.[75]

Antisemitismus innerhalb der Arbeiterparteien interpretierten sie als Antiintellektualismus und als antibürgerliche Vorurteile. Selbst bürgerlicher und jüdischer Herkunft, rief dies innere Widersprüche hervor, wie sie rückblickend bemerkten. So meinte Marie Langer, daß sie eigentlich auf ihren „Familienhintergrund – hohe jüdische Bourgeoisie mit atheistischer Grundhaltung – stolz war, obwohl es ihr peinlich ist, das zuzugeben".[76] Wie H. O. oder Edith Foster litt sie an der durch den „Proletenkult" bedingten Abwertung der bürgerlichen Kultur: „In der

72 Ebd., 78.
73 Ebd.
74 Ebd., 102.
75 Ebd., 52.
76 Langer, Wien, 31, wie Anm. 14.

Partei und besonders dann im Untergrund war alles Frivole verschrieen (und frivol war in meiner damaligen Umgebung manches); als frivol galt es auch, Literatur zu lesen, von Kunst zu sprechen, Musik zu hören ..."[77]

Ähnlich erging es Edith Foster im Verband Sozialistischer Mittelschüler. Als sie in einer Diskussion bürgerliche Schriftsteller gegenüber dem Arbeiterrealismus zu verteidigen versuchte – ihrer Meinung nach brachte „marxistische Ideologie nicht unbedingt gute Gedichte hervor" – wurde ihr mangelndes Klassenbewußtsein vorgeworfen. „Ganz tief in ihrem Herzen" fühlte sie, daß der Vorwurf wahrscheinlich berechtigt war.[78]

Rückkehr: Das Ende aller Illusionen?

Die Wiener Ärztin F. S. kehrte 1947 aus Palästina zurück, wo sie als Pflegerin gearbeitet und der Kommunistischen Partei angehört hatte. In Wien wollte sie nur ihr Medizinstudium, das sie durch den Nationalsozialismus unterbrechen mußte, nachholen, danach Österreich so schnell wie möglich wieder verlassen. Für ein zweites Exil standen ihr als Kommunistin nur wenige Länder offen; mit ihrem Ehemann fand sie schließlich in Brasilien Aufnahme. Dort wurde ihr Medizinstudium nicht anerkannt und sie arbeitete bis zu ihrer Pensionierung als Krankenschwester. Der mit viel Energie erkämpfte Arztberuf blieb ihr verschlossen:

> Nach all dem wollten wir in Österreich nicht mehr leben, aber Brasilien ist auch nicht zur Heimat geworden, und wir waren immer in einer Warteposition, deshalb hab ich auch die Prüfungen kein zweites Mal mehr gemacht. Brasilien ist uns nicht zur Heimat geworden, aber mein Mann hat eine Werbeagentur gehabt und ich hab ihm geholfen. Eigentlich wollten wir immer zurückgehen und ich hätte dann im Krankenhaus gearbeitet. Dazu ist es leider erst in der Pension gekommen.[79]

Frau F. verzichtete ihrem Mann zuliebe auf den schwer erkämpften Beruf, und sie blieben bis zu seiner Pensionierung in Brasilien. Andere Frauen wieder kehrten dem Mann zuliebe zurück, was sie später bereuten, wie beispielsweise Frau Fischer, vor dem Krieg eine politisch engagierte Studentin der Kunstgewerbeschule in Wien, nach dem Krieg „Opfer ihres Mannes":

> Mein Mann wollte aus England zurück. Das ist, wenn man verheiratet ist, und noch dazu blöd ist und sich nicht widersetzt. Heute würde ich das nicht mehr tun. Ich wollte nicht zurück, unter keinen Umständen ... Und mein Mann, der hat ja nicht wollen, daß ich arbeite – ich bin auch das Opfer meines Mannes – nun auf jeden Fall hat er verhindert, daß ich arbeite. 1952 hab ich dann durch eine Freundin von mir, die in Polen einen hohen Posten gehabt hat, Übersetzungen bekommen. Da hab ich übersetzt, für die Botschaft ...[80]

77 Ebd., 75.

78 Foster, Maturatreffen, 115, wie Anm. 12.

79 Interview mit F. S., Wien 1991.

80 Um mein Leben betrogen. Interview mit Frau Fischer, in: Auf – Eine Frauenzeitschrift, Sonderheft, 1988: „Ich rege mich noch heute auf, wenn ich es erzähle." Frauen berichten über ihr Leben in der Zeit von 1934 bis 1945.

Von den rund 130.000 Vertriebenen kehrten nach 1945 nur einige Tausend zurück, nur einzelne wurden gerufen.[81] Bei den Zurückgekehrten handelte es sich um viele alte und kranke Menschen. Rund 1.500 kamen aus Shanghai und Israel zurück, aus Exilländern, in denen Europäer damals schwer wirtschaftlich Fuß fassen konnten und deren Klima für viele kaum zu ertragen war. Als weiteres Motiv für die Rückkehr erwies sich die politische Zugehörigkeit; vor allem aus England, Frankreich und auch aus Belgien kehrten politisch Engagierte, die sich in erster Linie als politisch und nicht als rassisch Verfolgte fühlten, zurück. Sie wollten am Aufbau eines neuen, demokratischen Österreich mitarbeiten und ihre 1933/34 verbotene politische Arbeit fortsetzen. Wenigen gelang eine berufliche oder politische Karriere. Marianne Pollak wurde Nationalratsabgeordnete der SPÖ und Chefredakteurin der Zeitschrift „Die Frau". Sie stand jedoch stark im Schatten ihres Mannes Oscar, dem Chefredakteur der „Arbeiterzeitung". Nach seinem Tod verübte sie Selbstmord. Stella Klein-Löw und Minna Lachs machten beruflich als Schuldirektorinnen Karriere, Klein-Löw übernahm später das Nationalratsmandat von Pollak. Noch schwieriger gestaltete sich die Rückkehr von Kommunist/innen. Als erster Schock erwies sich der Ausgang der ersten Wahl im November 1945, bei der die KPÖ nur vier Mandate erhielt. Obwohl Frauen im kommunistischen Widerstand auch führende Funktionen ausgeübt hatten, fehlten sie nach 1945 in der Parteispitze. Sie waren aber bereit, dort mitzuarbeiten, wo sie gebraucht wurden. Antonie Lehr, ehemalige Schwarzwaldschülerin, kommunistische Widerstandskämpferin in Frankreich und Auschwitzüberlebende, stellte sich nach ihrer Rückkehr sofort der Partei zur Verfügung:

> Wir sind mit großem Elan und großen Illusionen zurückgekommen. Wir haben gedacht, jetzt muß es uns gelingen, ein neues, ganz anderes Österreich aufzubauen. Und zwar war ich damals Sekretärin von Koplenig, der damals auch Staatssekretär ohne *Portefeuille* und Parteivorsitzender war. Und dann hat die tägliche Arbeit begonnen.[82]

Andere Interviewpartnerinnen meinten, daß sie nach ihrer Rückkehr gar nicht daran dachten, in der Partei oder im Berufsleben Führungsrollen zu übernehmen; sie wollten jetzt Familien gründen, was ihnen im Exil, im Widerstand oder im Konzentrationslager nur schwer bzw. nicht möglich gewesen war. So existierte beispielsweise in England für höhere kommunistische Funktionärinnen ein indirektes „Kinderverbot".[83] Mütter, die sich am Widerstand beteiligten, mußten ihre Kinder zwangsläufig vernachlässigen, was im nachhinein Schuldgefühle auslöste.[84]

Bis 1968 haben die meisten Juden und Jüdinnen die KPÖ verlassen, ihren Glauben an den Kommunismus oder Sozialismus aber noch nicht

81 Friederike Wilder-Okladek, The Return Movement of Jews to Austria after the Second World War, Den Haag 1969.

82 Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes u. Institut für Wissenschaft und Kunst Hg., I, Wien o.J.

83 Interview mit F. G., Wien 1990.

84 Interview mit H. O., Wien 1990.

verloren. Der gegenwärtige politische Zusammenbruch des „Realsozialismus" und der 1986 aggressiv hervorgetretene Antisemitismus stellte manche vor neue Identitätsprobleme: „Es ist schwer, darüber hinwegzukommen, zu sehen, daß das alles nichts war ... Manchmal denk ich, ich habe meine Kinder so erzogen und jetzt erfahren sie, daß das alles nichts war."[85]

Es war für H. O. anfangs schwer zu verstehen, daß sich ihre Enkelkinder in den letzten Jahren der jüdischen Tradition zu- und damit von der „Religion" der Großmutter abwandten:

> Ich habe mich niemals religiös gefühlt, das lag mir fern und ich habe auch nach 1945 gar nicht einmal daran gedacht, zur Israelitischen Kultusgemeinde zurückzukehren. Es ist sehr komisch, daß meine Enkelkinder jetzt wieder jüdisch werden. Das war nie meine Identität, meine war der Kommunismus, das war das Neue.[86]

Während sich auch einige ehemalige Kommunist/innen im Alter wieder der jüdischen Tradition zuwandten, blieben andere auch nach Auschwitz dem Judentum fern und letztendlich isoliert. Wie G. H., die im Spanischen Bürgerkrieg und im belgischen Widerstand aktiv politisch tätig war, meinte, würden Juden nur als Opfer, nicht aber als Widerstandskämpfer/innen und Kommunist/innen akzeptiert.[87] Während sie sich mit den jüdischen Opfern nicht identifizieren will und kann, fühlt sie sich als bürgerliche Intellektuelle und Jüdin nach 1945 auch in der KPÖ, ihrer einstigen Heimat, als Außenseiterin:

> In Sitzungen haben sie immer betont, daß zu viele kleinbürgerliche Elemente, womit Juden gemeint waren, in der Führung vertreten sind. Da bin ich böse geworden und habe geschrien: Ich kann auch nichts dafür, daß ich nicht als zehntes Kind im Hinterhof einer steirischen Arbeiterfamilie geboren bin.[88]

In der autonomen Frauenbewegung der 70er Jahre waren intellektuelle, linke Jüdinnen dieser Generation kaum vertreten; Interviewpartnerinnen – unter ihnen auch aktive Widerstandskämpferinnen – hoben immer wieder die Distanz zur „Neuen Frauenbewegung" hervor. Marie Langer hingegen engagierte sich in Lateinamerika stark für den Feminismus, ebenso die in New York lebende Schriftstellerin Stella Hershan; oder Gerda Lerner. Lerner, 1920 in Wien geboren, war Professorin für *Women's History* an der Universität Wisconsin/Madison, USA und wurde auch in Österreich – zumindest unter einigen Historikerinnen – durch ihre „Feministische Theorie der Historie" bekannt.[89] Hilde Zaloscer, eine im Ausland anerkannte Kunsthistorikerin, versuchte nach 1945 mehrere Male, in Österreich Fuß zu fassen, wobei sie allerdings scheiterte. – Für ihresgleichen gab es auch jetzt keine Anstellung. Obwohl ihr Leben

85 Ebd.
86 Ebd.
87 Interview mit G. H., Wien 1989.
88 Ebd.
89 Gerda Lerner, Eine feministische Theorie der Historie, in: Wiener Historikerinnen Hg., Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung, Dokumentation 5. Historikerinnentreffen, Wien 1984.

immer wieder von Flucht gekennzeichnet war, konnte sie ihr Ziel, Wissenschaftlerin zu werden, verwirklichen. Rückblickend stellte sie fest, daß für sie trotz aller Tragik die Zeit der Emigration eine Bereicherung war:

> Und wenn ich heute nicht so kleinkariert und engstirnig bin wie viele Leute in meiner Umgebung, so verdanke ich es jener Zeit. Ich bin offener geworden, kritischer – Europa war nicht das Zentrum der Welt, von Wien ganz zu schweigen.[90]

Abschließen möchte ich daher mit der Frage, ob Lerner, Langer oder Hershan unter österreichischen Bedingungen auch Feministinnen, Wissenschaftlerinnen und Universitätsprofessorinnen geworden wären?

90 Hilde Zaloscer, Eine Heimkehr gibt es nicht, Wien 1988, 183.